

(Nachdruck verboten.)

24]

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

„Das muß ein Irrtum sein,“ sagte er zu sich. Aber hatte sie ihm nicht deutlich genug erklärt: „Ich will Dich nicht heiraten, Joseph Coney; ich heirate einen gottesfürchtigen jungen Mann mit einem geregelten Einkommen.“

Abermals lachte er und stampfte heftig mit dem Fuße auf. Er hätte eigentlich wissen können, daß sie ihn so hintergehen würde. Warum ließ er sie auch so ganz allein ihren Weg gehen. Er hätte ganz gut wissen können, daß ihre Mutter ihn nicht leiden mochte, und daß auf ein solch hübsches Mädchen wohl ein halb Duzend Männer warten mußten. Warum hatte er diesen Briefen getraut? Hätte er sie damals, als er seinen Anzug vom Pfandleiher geholt hatte, besucht, dann wäre es doch wohl anders gekommen?

Die Vorübergehenden beachtetten ihn nicht. Wenn man stehen bleiben wollte, um über das blasser Gesicht oder den starren Blick irgend jemandes, der einer Bildsäule gleich unbeweglich auf der Straße steht, sich Vermutungen hinzugeben, dann würde man nicht die Zeit finden, sich um sein eigenes Geschick zu kümmern. Dicht neben ihm spielte ein Veierkasten. In der Ferne ließ sich Trommelschlag vernehmen; er aber hörte ihn nicht. In seinen Gedanken versunken stand er da, während Hunderte von Leuten an ihm vorüber gingen.

Hätte er Polly nicht so viel Vertrauen geschenkt, sagte er sich, wäre alles ganz anders gekommen. Aber sie schien ihm eben nicht so wie andere Weiber zu sein. In seinen Gedanken hatte er sie stets mit Erinnerungen aus seiner Heimat verbunden, insbesondere mit seiner Mutter, seiner einzigen Verwandten, die bereits sechs Fuß unter der Erde lag. Und jetzt hatte sie ihn hintergangen, weil er — arbeitslos war, sie hatte ihn verlassen für einen Mann, der sein geregeltes Einkommen hatte.

Er betrachtete sich seinen zerrissenen Anzug und seine alten durchlöchernten Stiefel. Polly hatte sich vor ihm geküßt und war vor ihm bis an den äußersten Rand des Trottoirs zurückgewichen. Nun wohl, er sah ja wie ein Landstreicher aus, daran war gar kein Zweifel; aber es war doch nicht seine Schuld. Seitdem er damals in einem guten Anzuge mit zwei Koffern zu Mrs. Edwin gekommen war, hatte er sich unablässig bemüht, Arbeit in seinem Gewerbe zu finden. Wenn aber sogar Zimmermeister wie Neeson ins Arbeitshay gehen mußten, was blieb ihm dann übrig? War er doch nur ein Dorf-Handwerker.

Auf einmal war es ihm, als ob er Polly in ihrem Zimmer in dem er sie zum erstenmal gesehen hatte, über ihre Arbeit gebeugt sitzen sähe. Dort hatten sie manch glücklichen Tag zusammen verbracht, und von dem kleinen Hause, daß sie in Hackney mieten wollten und in das täglich der Schlächterbrüche kommen sollte, geplaudert. Jetzt würde er sie nie mehr wiedersehen; sie hatte ihn betrogen; jetzt sitzt gewiß jener William Ford bei ihr; jetzt wird sie dieser Kerl küssen; dieser Kerl —

Er ging weiter und schlug den Weg nach der Wohnung des „Massenleiters“ ein; er hatte nicht übel Lust, dem gottesfürchtigen jungen Mann das Genick zu brechen, um wenigstens etwas zu thun.

Aber sein Körper war zu sehr geschwächt, und er selbst fühlte sich auch zu unwohl, als daß solch leidenschaftlicher Eifer bei ihm festen Fuß fassen konnte. Er blieb wieder stehen, lachte und murmelte vor sich hin: „Die kleine Schlange.“

Dann sah er sich nach einer „Destille“ um, denn er fühlte, daß er etwas „Geistiges“ zu sich nehmen müsse. Er wußte, daß der Schnaps seinen Körper neu beleben und sein Bewußtsein ertöten würde. „Und schließlich,“ sagte er sich, „bin ich ja doch am meisten zu tadeln. Warum hab' ich der kleinen Schlange so sehr vertraut?“

Mit diesen Worten, die er vor sich hin sprach, stieß er die Thür eines Schnapsladens auf und trat auf den Schenktisch zu, an dem wohl ein halb Duzend Männer und Frauen stehen mochten. „Sie wünschen mein Herr?“ fragte das Büffettfräulein.

Er fuhr mit der Hand in die Tasche, zog sie aber ganz vordrückt wieder heraus und verließ das Lokal. Hinter sich hörte er die Sticheleien der Männer und das Gelächter der Frauen. Draußen auf der Straße hüllte ihn die feuchte Luft förmlich wie eine Decke ein, und mühsam schleppte er sich bis an den nächsten Laternenpfahl. In seiner nächsten Nähe befand sich eine Schaubude, vor der Männer standen, die mit bloßen Schwertern hantierten, um das Publikum zur Besichtigung des „Armes, der kein Fleisch hatte und nur aus Knochen bestand“ anzulocken, „etwas, das jede Mutter sehen müßte“. In heutiger Zeit rentiert es besser, als Mißgeburt auf die Welt zu kommen wie als ein Mann, der außer seinen gesunden Gliedern nichts weiter besitzt. Die Mißgeburt braucht nur still zu stehen und sich angaffen zu lassen, und kann dabei leicht 5 Pfund den Abend verdienen, während der Mann mit den gesunden Gliedern nur Ware auf den Arbeitsmarkt ist, die keinen Absatz findet. Der Junge mit dem „Knochenarm“ zeigte sich auch außerhalb der Bude; er war à la Buffalo Bill gekleidet und balancierte einen Spieß auf seinem Kinn. Er ging dann wieder in die Bude hinein, um dort noch andere Heldenthaten zu vollbringen, und das Volk strömte in Scharen herein, um das zu sehen, „was jede Mutter sehen müßte“.

Jos ging an der Schaubude vorüber, ohne hinein zu sehen. Männer und Frauen raunten ihn an, aber er beachtete es nicht. Er bemerkte weder die alten Weiber, die Fische und Schweinsfüße verkauften, noch die alten Männer, die Schnürsenkel und Kragenknöpfe ausriefen; ebenso wenig die Verkaufsstände, auf denen billige Waren und allerlei Stram feilgehalten wurden, auch nicht die Zeitungsjungen und die Straßenreiniger. Er fühlte sich krank und ganz hoffnungslos. Polly war noch das letzte Glied gewesen, das ihn mit seiner Vergangenheit verband, einer Vergangenheit, die von der Gegenwart, in der er sich befand, so verschieden ist wie das Licht von der Finsternis. Und jetzt hatte sie ihn hintergangen. Es war zu spät, um nochmals von neuem anzufangen, und er hatte nicht mehr Kraft genug, um den Kampf gegen „sein unglückliches Schicksal“ (er schrieb „unglückliches“ mit einem großen „U“) wiederholt aufnehmen zu können. Immer und immer hatte er sich wiederholt „Wenn nur Gott der Allmächtige mir Arbeit geben will, dann will ich gar nichts weiter von ihm erbitten“ — und nichts war dabei herausgekommen.

Das Unglück hatte ihn in den Schnapsladen getrieben, wie es ja täglich Leute dahin führt, die „außer Arbeit“ sind, „für deren Dienste man keine Verwendung hat“. Er leckte förmlich nach Schnaps. Seit jenem Tage, an dem die Frau des Doarbeiters ihm für drei Pence Schnaps geholt hatte, hatte sich seiner ein unwiderstehliches Verlangen nach geistigen Getränken bemächtigt. Wie der Doarbeiter meinte: „Er hatte sich so sehr dem „Suff“ ergeben, als ob er ihn von Vater oder Mutter geerbt hätte.“

Er setzte seinen Weg fort und wurde plötzlich von der Frau des Doarbeiters angesprochen:

„Ah, sieh da, Mr. Coney, warum haben Sie sich denn so lange nicht sehen lassen? Was haben Sie denn mit Ihrem Auge gemacht?“

„Wie geht's Ihrem Kinde?“ fragte Jos.

„Danke, recht gut. Bitte, kommen Sie doch mit und bleiben Sie zum Abendbrot bei uns. Mein Mann wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Kommen Sie doch, Mr. Coney.“

Jos schüttelte den Kopf und ging weiter. Vor einem Zimmer, in dem ein großes Bett stand, blieb er stehen. Auf dem Bette lagen sechs Männer und daneben stand ein altes chinesisches Weib, das Pfeifen mit Opium füllte. Jos hätte auch ganz gern einmal dieses Betäubungsmittel verjucht, er hatte aber kein Geld mehr, um sich eine Pfeife voll zu kaufen, und so blieb er denn vor dem zerbrochenen Fenster nicht länger stehen und ging weiter. Er kam jetzt in ein Gäßchen, das so schmal war, daß man nur noch gerade hindurch gehen konnte. Das Gäßchen führte in einen Hof, auf dessen einer Seite mehrere verfallene Häuser standen und dessen andere Seite eine andere Wand begrenzte. Leute, die von ihrem Wirte ermittelt worden waren, schliefen hier unter einem Zelte. Ueber die Mauer konnte man in den jenseits derselben fließenden Kanal sehen, und während Jos hineinsah, brachten

zwei Weiber aus dem Hause einen Matrosen geschleppt. Die eine hielt ihm am Kopf, die andere an den Beinen, sie hoben ihn über die Mauer und ließen ihn auf die Brustwehr gleiten.

„Vom Opium betäubt!“ sagte Jos zu sich. „Mich soll's nur wundern, ob er hier liegen bleiben oder ins Wasser fallen wird.“

Aus dem Gäßchen schritt er heraus und kam an dem Hause vorbei, in dem die „Ostend-Gräfin“ wohnte. Es war dies eine Frau, die schon seit zwanzig Jahren nicht mehr das Licht des Tages gesehen hatte. Die halbe Straße und ein großes Wirtshaus an der Straße gehörten ihr, und mit einer Menge von Kagen, Eseln und Papageien teilte sie ihre Wohnung. Einer ihrer Lieblingshunde war eines schönen Tages von der vorhin erwähnten Mauer ins Wasser gestürzt, und ein Jochbruder von ihr hatte ihn wieder herausgeholt. Diesen Jochbruder setzte sie als Wirt der ihr gehörigen Kneipe ein, und dort trank er sich zu Tode. Nach ihrem Tode wird ihr Besitz auf einen Keffen übergeben, der ebenso dem Trunke ergeben ist. In ihrer Jugend war sie von ihrem Liebhaber betrogen worden, und seit diesem Tage hat sie nie wieder das Licht der Sonne gesehen. „Wenn ich von einem Manne so behandelt worden wäre“, hatte das Gäßchen einmal zu Jos gesagt, „hätte ich mir das Leben genommen.“

Jos sah zu ihrem Fenster hinauf und mußte an die Absonderlichkeiten der „Ostend-Gräfin“ denken. Dann ging er wieder weiter. Er kam auch an dem Plage vorbei, auf dem Schildkröten, die zur Bereitung der berühmten „Schildkröten-Suppe“ auf dem berühmten Lord-Majors-Mahle dienen, gehalten werden, und er wunderte sich unwillkürlich über das zähe Leben dieser Tiere, denn obwohl man ihnen schon des Morgens den Kopf abschneidet, sterben sie doch erst in der darauf folgenden Nacht. Endlich kam er auch an den Fluß und wanderte dicht am Wasser, an den Barken und Schiffskörpern vorbei. Er sah den Widerschein des Wassers und konnte den Seetang riechen. Aber es war kalt hier und der kalte Wind machte ihn frösteln. Er ging wieder auf die Hauptstraße zurück, wo man kaufte und verkaufte, wo man zusammen plauderte und sich zankte und wo er auch nicht ein einziges lebendes Wesen kannte. Auf den Straßen drängten sich Männer, Frauen und Kinder, durch die offenen Hausthüren konnte man in Zimmer hinein sehen, die mit Bewohnern angefüllt waren, und nur er allein fühlte sich so einsam und verlassen, als ob er schon im Grabe läge. Hätte er eine goldene Uhrkette getragen, dann würde ihn wohl jemand angefallen und sie ihm weggenommen haben; wäre er eine von weiter Fahrt kommende „Teerjacket“ gewesen, dann würde ihn ganz gewiß eine Sirene in die Kneipe gelockt haben. So sah er aber nur wie ein Landstreicher aus, und niemand schenkte ihm irgend welche Beachtung; nur als er gegen einen Mann anrannte, fluchte dieser auf ihn, und als er eine Frau streifte, suchte diese ihn vom Trottoir zu drängen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der Herbst zupft am Laub. Der Wind wirft die Kasanien tragend auf den Boden, sie bersten und aus dem schneeigen weißen Lager entrollen die von zartem Schimmerhauch umwobenen braunen Früchte, Sinnbilder kühler Reife und eifer sich wie ein Wunder plötzlich vollendenden Erfüllung. Noch wärmt die helle Sonne, aber wenn der Fuß über die auf der Erde träge lagernden wellen, feuchten Blätter schreitet, steigt ein Gefühl auf, als ob alles Leben erblinden wolle — mitten in dem Farbenrausch des Verwitterns.

Die geipenstlich lockende Luft am Herbst wird in der großen Stadt nicht sonderlich empfunden. Da nimmt man gleich den Winter vorweg. Warenhäuser ordnen hinter ihren Glaswänden Pelzfachen, und die Arme überfällt die Winterjorge für den gefraglichen Dien. Aber draußen im Lande, wenn sich um die einsamen niedrigen Häuser die Bäume ächzend biegen, als wollten sie das Menschenheim imranken, daß es vor der drohenden Kälte gerettet sei, hier weht der Herbst seine melancholischen Stimmungen, in die eine unklare Furcht und ein banges Aufzucken sich mischt. Und am Abend erzählen wir uns schlimme Geschichten von merkwürdigen Naturbegebenheiten, und wahrhaftigem Spuk, von rachslosen Menschen und ungeheuren Verbrechen. Und während alles in stummer Spannung dem Erzähler lauscht, reißt ein Windstoß die Thüre auf, und in der Oeffnung ercheint, im Flackerlicht des im Volkentreiben huschenden Mondes, ein Mensch mit blutigen Händen und blutigen Kleidern, das Haar zerfaßt, Schweiß auf der Stirn und die Augen wie vom Sturm zerwühlte schwarze Blaumen: Der Mörder . . .

Das ist so ein Bild, wie es die Romanschreiber lieben. Aber

es ist mehr, als die Phantastie eines Fabulisten, es ist ein Gleichnis für unsere ganze Kultur, an deren Thüre der Mörder ewig pocht. Freilich, wir wenden Patentstöcker und Sicherheitsketten an, auf daß kein romantischer Windstoß die verriegelte Thüre zu sprengen vermöchte. So wöhnen wir uns vor dem unheimlichen Gast gefeit, weil wir ihn nicht sehen. Aber der hockt draußen nieder, jeden Augenblick bereit, sich schreckhaft emporzurichten.

Berlin unterhält sich wieder einmal mit wüsten Verbrechen. Ein Mörderpaar, das nach Jahren ungesühnter Schuld endlich am anderen Ende der Welt ergriffen wird, ein neuer Mord, der die Dede von unserer sittlichen Gesellschaft zieht und Zubälter und Dirnen, betrogene oder sich pfiffig betrogen stellende Gemäuer und schamlose Frauen als Zeugen in die Öffentlichkeit bringt, Räuberbanden, die draußen vor der Stadt den Frieden der Nacht stören — welche Wollust des Grauens, welche Abgründe des Lebens und welch unerhöpftliches Feilenhonorar!

Aber der blutige Mann draußen vor der Thüre lächelt höhnisch über die Keinen Stümper, die sich ehrgeizig an Verbrechen versuchen, ohne doch die rechte, große Kunst zu verstehen, über die Zwerge, die mal einen widerstandsunfähigen Schädel zertrümmern, ein paar Pfennige gewalttham rauben. Es kränkt ihn fast, daß man ihn nicht sehen will, während man seine winzigen Schüler mit gieriger Aufmerksamkeit für ihre stümpernden Versuche belohnt. Hat er nicht in zahllosen Kriegen Millionen Menschen gemordet und räufert er nicht unablässig neue Opfer? Würdt er nicht die Massen mit dem Hunger, ersüßt sie in Elend und Schande und Schmutz? Blendet er nicht Abertausenden die Augen der Vernunft, stößt er nicht die Gemarterten in die Finsternis unwissenden Wahns? Treibt er nicht die Kinder auf die Gasse, daß sie sich Brot erwerben und mit jedem Bissen ein anderes Laster lernen? Das hat er alles gethan, er hat das Dasein geschändet, die Menschheit verwißt, von ihrem Blut sich gemästet — und dennoch schleppt man ihn nicht auf den Bloß des Henters, ihn, den großen Mörder, gegen dessen kümmerliche Knechte wir wüten, wenn sie die Lehren ihres Meisters einmal befolgen. . . .

Der Herbst zupft am Laub und ich erzähle Gespenstergeschichten vom blutigen Mann vor der Thüre. Ich weiß auch andere schaurige Begebenheiten mit und ohne Liebe. Zum Beispiel:

Die Baronesse von Krötowitz, eine Jungfrau von blendender Bläue des Bluts, liebte den durchaus ebenbürtigen Grafen Adamar von Fagelwitz, einen Mann von hohen Werten mit einem edel geschulten Antlitz. Es war eine ebenso leidenschaftlich innige wie standesgemäße Liebe. Sie schwelgten in Glück und lebten von den Freuden ihres Stammbaums, nicht anders wie im Paradies. Schon hatte man den Tag der Hochzeit festgesetzt, der das hochgewachsene Paar aus dem Vorhof in den Tempel höchster Menschenvonne führen sollte, da erschien eines regnerischen Tages Adamar vor seiner Angebeteten, bleich, schen, gebeugt; sein Schnurrbart zeugte von einer einsam ohne Bartbinde durchwachten Nacht.

„Ich habe Dich um Dein Lebensglück betrogen! Gib mich frei, ich bin Deiner unwürdig“, stammelte der Graf mit dumpfer, tonloser Stimme.

Die Baronesse aber küßte mit einem himmlischen Augenblick: „Das glaube ich nicht. Du kannst niemals gethan haben, was Deiner und meiner unwürdig wäre.“

„Doch!“ stöhnte Adamar wie ein waidwund'ner Hirsch. Die holde Jungfrau aber schüttelte das süße Köpfchen mit den köstlichen Perlzähnen und flüsterte:

„Was es auch sei — ich vergebe Dir. Hast Du Schulden, ich bezahle sie. Hast Du Geliebte, ich helfe Dir, sie abzufinden.“

„Du bist ein Engel an Güte“, hauchte der Graf „aber es ist schlimmer, und nie wirst Du mir vergehen!“

„Alles, alles will ich Dir nachsehen, Teurer, wenn ich Dich nur habe,“ jubelte Baronesse Krötowitz und umschlang ihren Verlohten mit ihren lilienweißen Armen.

„Du ahnst es nicht,“ jenzte Adamar bitter und entwand sie ihren Lieblosungen, „Du kennst nicht die ganze Kundbarkeit meines Schicksals. Ich habe —“ seine Stimme erstarb in stummem Grauen.

„Erdärliehe mir Deine Seele, Armer, Süßer; ich bin stark, ich kann alles hören,“ ermunigte ihn sanft die Jungfrau, „was hast Du?“

„Ich habe, ich habe —“

„Mut, mein Geliebter!“

„Ich habe gegen den — — — Kanal gestimmt.“

„Waaas,“ fragte überrascht die Baronesse und siegte eine reizende Schmolle auf, „waaas hast Du gethan!“

„Gegen den Kanal gestimmt,“ jenzte der Graf sehr losiges Haupt in verzweifelttem Schmerz. Die Baronesse wurde jetzt ein wenig ungeduldig und indem sie mit dem Füßchen auf den Boden stampfte, rief sie:

„Aber was geht mich das an?“

„Mehr als Du denkst,“ stöhnte der Graf, „dies Verhältnis blieb nicht ohne Folgen.“

Die Jungfrau erröte über den unpassenden Ausdruck, sagte sich aber alsogleich und flüsterte verschämt:

„Ich verzeihe Dich nicht, Adamar!“

„So höre denn alles,“ rief Adamar, und ein herrlicher Zug männlicher Entschlossenheit erschien auf seiner adligen Stirn. „Ich bin wegen der Abstinenz aus der Gesellschaft gescheiden. Niemals werde ich Dich, Geliebte, auf einen — — Fußball führen können. . . Ich bin Deiner nicht mehr wer!“

Ein marktschütternder Schrei durchgellte das losig verschwiegene Boudoir.

Es war die Baronesse v. Krötowig.

Zornbebend mit funkelnden Augen trat sie dicht vor den bleich Purpuraumelnden Verlobten und herrschte ihn an:

„Ja, Verräter, Glender, Betrüger! Ist das Deine Liebe! Was soll ich nun mit meinen Toiletten anfangen? Ich bin entehrt...“

Die Jungfrau brach ohnmächtig zusammen, erholte sich aber gleich wieder und fuhr fort:

„Kein, nicht ich bin entehrt. Du bist es. Niemals werde ich die Deine.“

Ein Thränenstrom entflutete ihren tiefblauen Augen, und gesänftigt begann sie mit klager Stimme:

„Aber ist denn das unabänderlich?“

„Es ist!“

„Wenn Du nur für den dämlichen Kanal stimmen würdest?“

„Ich kann nicht. Meine Ehre verbietet es, mein Manneswort!“

„Sinaus!“

Nur dies eine Wort hatte die zornbebende Baronesse für den Unseligen übrig, der geknickt der herrlichen Armbewegung folgte. Sein Haar war in dieser Stunde ergraut.

Die Baronesse aber bis die Kosculluppen aufeinander und murmelte trotzig: Er hat mich nie geliebt!

Acht Tage später verlobte sich die Baronesse von Krötowig mit dem als eifrigen Kanalagitor bekannten Fabrikbesitzer Fidor von Schlesinger. Graf Adamar aber verschied zur selbigen Stunde am gebrochenen Herzen und einem Revolverstich. Die Welt sprach von Schuld...

So laufen neben den großen Händeln der politischen Welt die erschütternden Herzenstragödien. Wer aber die Geschichte ausführlicher lesen will, der abonniere umgehend den „Lokal-Anzeiger“, der im nächsten Quartal diese atemlos spannende Begebenheit in einem sensationellen Roman darstellen wird. —

Joc.

Kleines Feuilleton.

h. Windwechsel. Die Equipage domerte über das holprige Pflaster. Die Räder prallten gegen die großen, grünlichen Schlackensteine, die hier und da aus dem schwarzen Fahrdamm ragten. Aber trotzdem schlug der Kutscher heftig auf die Pferde ein — der Grubendirektor, der in dem weichen Polster des Wagens lag, sah streng darauf, daß er um zwei Uhr vor seiner Villa aussteigen konnte. So ging's dem rücksichtslos vorwärts durch die Pfützen auf die Gruppen der Essen tragenden Frauen und Kinder und die zur Arbeit eilenden Männer zu, die sehen und mit ängstlicher Ehrerbietung zur Seite drängten, so weit es die schmale Straße erlaubte. Auch als eine schnell dahintrollende Straßenbahn um die Ecke lenkte, durften die Pferde nicht langsamer gehen.

Schon zeigte sich das erste Grün der Bäume, die des Direktors Wohnhaus umgaben. Bis jetzt hatte der Direktor keinen der zahlreichen Grüße erwidert. Da nickte er zum erstenmale während seiner Fahrt. Ein Auf auf den Kutscher, der Wagen fuhr im Schritt.

Ein unterfertigter, lurgnadiger Mann, der seine Schultern etwas vorgehoben trug, wie wenn er fortwährend bereit sei, jemand von seinem Platz zu schieben, trat an den Kutscher heran und ging mit entblößtem Kopfe nebenher. Seine sauberen Schuhe, die fladenlose herbe Kleidung ließen ihn aus der Gruppe der ruhigen Arbeiter hervorstechen.

„Na, wie steht's denn in Ihrem Schlafhause, Grodzin?“ fragte der Direktor.

„Der Herr Direktor wissen, daß stets sich stellen eine Menge Leute krank“, antwortete der Verwalter Grodzin, ein Pole.

„Ja... wer einigermassen gesund ist, muß jetzt runter, verstehen Sie, muß! Man weiß ja gar nicht, wie man alles schaffen soll. Na, Grodzin! Sie werden schon Obacht geben, daß alles geregelt geht.“

„Ja, Herr Direktor! Nur die Leute thun so empfindlich. Sie können nicht vertragen jeden Tag die Schicht bei der schweren Arbeit, meinen Sie.“

„Ich weiß nicht, die Leute haben gar keinen Mut, gar keine Cowage mehr... Donnerwetter!... Da dreht sich der Wind!... Na, Josef, um mal sig vorwärts, damit wir noch vorbei kommen am Werk. Nichts für inquit, Grodzin, ich kann diesen Schwefelstump nicht ausstehen. Es geht mir immer gleich in die Kehle und fröh. Er rief laut zurück: „Da, wie der Wind das graue Zeug schon in Segen auf die Chaussee zuteilt... Das ist mein Tod!“

Und lauter schrie er dem mit großen Schritten davonrollenden Verwalter zu: „Sagen Sie den Leuten, sie sollten sich schämen, so feige zu sein. Na, Maßzeit, Maßzeit!“

Dann hielt er sich das weiße Taschentuch vor den Mund und hustete; rot sah er ihn der Staub. —

— Ein ausgebreiteter Handel mit Vogelbälgen wird, wie der „Globe“ nach einem Bericht des Holländers Vorderman mittelst in Ternate betrieben. Die niederländische Neu-Guinea-Handelsgesellschaft, die in Amsterdam, Paris und Ternate ihre Geschäfte hat, sendet ihre Jäger nach Neu-Guinea und verschifft von Ternate aus Äfien mit Vogelbälgen nach Paris. Auch in Malakka sah man bei mehreren Handelshäusern Äfien voll Vogelbälge, unter von Krentaanden, die in sie Neu-Guinea aufkaufen lassen und nach Ternate verschifft. Von Wanda aus wird die Südküste von Neu-

Guinea durch Jäger besucht, die im Dienste einer Handelsgesellschaft stehen. Auch die Äfieren schießen und präparieren bereits Vögel für den Markt. So fand Vorderman in Gami, an der Südwestküste von Palmaheira, bei einem Chinesen, der Vögelprodukte aufkaufte, eine Kiste mit Vogelbälgen: Pitta maxima, Semioptera wallacei, Carpophaga basilica und Tadorna radja. Da die Äfieren die Bälge nicht mit Gift präpariert hatten, waren sie stark von Insekten zerfressen und hatten nur geringen Handelswert. —

Litterarisches.

— Der uns soeben zugegangene „Oesterreichische Arbeiterkalender für das Jahr 1900“ enthält einen Aufsatz „Das Volk und die Kunst“, dem unter anderem das Weibliche Weibsbild beigegeben ist, und außer der herkömmlichen Jahresrückschau einige Auktionsartikel: „Das 19. Jahrhundert“, „Das Jahrhundert der Technik“, „Kapitalismus in do siecle“, ferner die Artikel „Änere Toten“, „Für und wider die Naturheilkunde“ und „Der Kampf der Wissenschaft gegen die geistigen Getränke“. Mit Gedichten sind Dehmel, Falke, Jacobowski und Salus vertreten. Erzählungen haben Franz Schulmeister, Gms Refel und Irma von Troll-Borosthain beigegeben. Ein Prachtstück bilden „Die Korallen“, ein naturwissenschaftliches Märchen von Karl Ewald. Humoristisches macht den Schluß. Als Kunstbeilage bringt der Kalender eine Aquarell-Facsimile-Reproduktion des Gemäldes „Ungefährliche Konkurrenz“ von Georg Schöbel. Das Jahrbuch kostet broschiert 40 Kreuzer, heftkartoniert mit Leinwandrücken 50 Kreuzer. —

— Jeanne Marui, Pariser Droschken. München. Albert Langen. — Dreizehn dialogisierte Skizzen, Schlußakte von Tragödien und Komödien, deren letzte Scene regelmäßig in einer Pariser Droschke zum Austrag kommt. Dadurch bietet sich auch die Gelegenheit, die verschiedensten Kutschertypen zu zeichnen und vorzuführen. Alle diese Geschichten und Geschichten drehen sich um das auferstehende Liebesleben der reichen Pariserin, auch des Pariser, der dann meistens als berühmter Künstler in die Erscheinung tritt. Technisch sind alle diese Sätzchen sehr gut gemacht, sauber und knapp. Unterhaltungsware, bestimmt für „Frauenzimmer“, in denen reiche Brüder vom letzten Ball ausruhen und ihren Schriftstellern dieselbe Vertiefung entgegenbringen wie etwa dem Friseur oder Hüthneraugen-Operateur. —

Musik.

An dem komponierten Vorzug soll jetzt anscheinend gut gemacht werden, was zu seinen Lebzeiten an ihm durch Vernachlässigung gesündigt worden war; vielleicht als bitterer Trost für manchen jungen Schöpfer von heute, dessen Ehre in gleicher Weise aufgespart werden mag. Seit langem ist in Berlin sehr viel Vorzug zu hören, die Sommeroper von Morwig hatte speziell den „Wildschütz“ mit Erfolg gebracht, und nun belahen wir ihn am Freitag in unserem alten Opernhaus neu einstudiert zu hören, sogar ohne Verziehung, ohne Abgabe, ohne ein Einbringen im letzten Augenblick und ohne Gesangs-aushilfe hinter der Scene, wie es hier sonst vorkommt. Der Vergleich dieser Aufführung mit jener drängt sich nicht nur aus sachlichem Interesse auf, sondern auch deswegen, weil mancher glauben dürfte, daß man an Opernspiel über einen solchen Vergleich auch in der That weit erhaben sei, und weil der Vergleich jener Sommeroper und ihrem Entgegenkommen gegen das Publikum hier ein anderes Verhalten gegenüberstellt. Die damalige „Wildschütz“-Aufführung im Osten war verhältnismäßig wohl die wenigst gelungene Darbietung von Morwig; die jetzige im Centrum war verhältnismäßig eine der besten Leistungen von hier. Trotzdem kann in der Erinnerung jene Aufführung neben dieser immer noch mit Ehren bestehen. Dort waren die Rollen des Grafen, des Barons und zumal der Baronin so matt durchgeführt worden, daß hier der Graf von Herrn Pulz und die Baronin von Frau Herzog selbst bei einer geringeren Künstlerschaft, als diese beiden diesmal wieder dargeboten haben, für den Vergleich leicht stand halten würden; auch Herr Philipp als Baron dürfte dem damaligen Texter überlegen sein. Das Orchester, schon dort in thätigen Händen, wurde von Frau Gradl erst recht trefflich geführt und gespielt. Der Schulmeister Vacnus war seiner Zeit gut gespielt und gesungen worden; Herr Knipfer zeigte sich trotz alles Guten weder im Spiel (das durch eine besondere Eleganz der Bewegungen nicht eben eine Mäßigkeit erhielt) noch in dem etwas hohlen Gesang dem damaligen Aivalon überlegen. Ein besonderes Interesse erregte Frau Schumann-Heyn als Gast in der Rolle der Gräfin. Eine vorzügliche Leistung; allein an die der Frieda Dapfelgel von damals reichte sie schwanpelierlich doch nicht heran. Daß ein Orchester wie das unsere unter Strauß mehr leisten konnte als jenes — und was sonst die Vorteile eines so gut gestellten Institutes sind; das bedarf wohl nicht erst einer eigenen Nahrung. —

Kulturgeschichtliches.

kg. Heber die Verbreitung verschiedener Fruchtarten in Ästertum hielt auf dem in Boulogne-sur-Mer soeben stattgehabten Kongreß der französischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften“ der Botaniker Ed. Bonnet einen Vortrag. Er stützte sich darin auf die Flora, die auf dem Silberberg von Voscovale“ zu dekorativen Motiven verwendet worden ist. Vor drei Jahren gelangte der Louvre in den Besitz einer Reihe von Silberarbeiten, die aus Voscovale, der auf den Abhang des Vesuv

gelegenen Stadt, stammten. Es waren Stüde, die seit dem bekannten Ausbruch des Vesuv im Jahre 79, durch den Pompeji zerstört worden war, unter der Asche vergraben gelegen hatten. Die Entdeckung dieses „Schäzes von Voscocoreale“, der im ganzen 95 Stüde enthielt, hat in den Kreisen der Archäologen ein lebhaftes Interesse hervorgerufen. Man hat erkannt, daß diese Stüde hellenischen Ursprungs oder wenigstens von der griechischen Kunst beeinflusst sind; wahrscheinlich aber waren es eher Ägypter als Griechen oder Römer, von denen die Arbeiten ausgeführt sind. Dies wird bestätigt, wenn man den Schatz unter botanischen Gesichtspunkten betrachtet, und darauf achtet, welche Pflanzen oder Pflanzenteile auf den Stücken als Ornamente angebracht sind. Die Pflanzenarten, die verwendet wurden, sind ziemlich zahlreich; man findet die Feige, die Olive, die Weinrebe und die Weintrauben, Früchte, die bekanntlich bei den Alten sehr beliebt waren. Ferner giebt es den Granatapfel, nach Héron de Villefosse das Symbol der israelitischen Gemeinschaft der Stadt Alexandria, das auf den ägyptischen Totengrüften oft verwendet wurde. Ebenso wurden die Piniennüsse, die auch zu den Attributen der Stadt Alexandria gehörten, bei den Totenopfern in Ägypten gebraucht. Auch der Apfel, der auf einer Fleischtopfschale abgebildet ist, ist nicht ausschließlich eine europäische Frucht. Der dargestellte Apfel nähert sich der Art, die unter dem Namen Franzapfel bekannt ist, und diese Frucht wurde in Ägypten seit der IX. Dynastie angebaut. Unter den Früchten, welche eine die Stadt Alexandria repräsentierende Frauengestalt trägt, befindet sich auch eine Melone, die aber nicht zu einer der großen Arten gehört; es ist eine kleine Warzenmelone mit eingedrückter Stielnarbe und mit ziemlich hervorspringenden Seiten. Die Melone ist wahrscheinlich afrikanischen Ursprungs, sie stammt aus Central-Afrika, ist durch das Nilthal an die Nordküste Afrikas und von dort in einer schon ziemlich frühen Epoche nach Europa gelangt. Aber zu der Zeit, um die es sich handelt, war die Melone in unserem Erdteil noch wenig bekannt. Wenn Plinius sie auch erwähnt, so nannte Columella, der im ersten Jahrhundert n. Chr. schrieb, sie nicht — dieser letztere führt nur die Gurke an — und aus dem ersten Jahrhundert findet man nur eine einzige Darstellung dieser Frucht in Herkulanum und Pompeji. Die Kohlrübe, die auch unter der Flora des Schäzes vorkommt, war seit langem bekannt, aber man färbte sie gewöhnlich. Plinius erzählt, daß die Köche seiner Zeit die weiße Rübe in sechs verschiedenen Farben färbten; es war das einzige Gemüse, das man dieser festsamen Behandlung unterwarf. Die Bewohner Italiens im Jahre 79 konnten sicherlich einen ehbaren Pilz, der auf der Fleischtopfschale abgebildet ist: den Blätterchwamm. Sie kannten wenigstens zwei Getreide-Arten, die eine ohne Bart, die andere bärtig. Eine weitere Getreide-Art, die in Afrika heimisch ist, der Sorgho, war ihnen gleichfalls vertraut. Dieses Gewächs war im ersten Jahrhundert in Italien zweifellos ein exotisches Produkt; außer der Abbildung, die man auf einem Stück des Schäzes davon findet, sieht man es nur auf einer Landschaft Pompejis, auf der auch ein Elefant dargestellt ist. Auch der Mohr, der Epheu und die Eiche sind für die Verzierung des Schäzes von Voscocoreale gleichmäßig verwandt worden.

Geographisches.

— Ueber die Gebirge Nord Sibiriens läßt sich nach der „Geographischen Zeitschrift“ nur durch Vergleich und Zusammenstellung der aus verschiedenen Zeiten stammenden Reiseberichte und Messungen ein ungefähres Bild gewinnen. Etwa ein Zehntel der gesamten Oberfläche Sibiriens ist danach absolute Tiefebene, das ganze Land im Osten des Jenissei muß dagegen als Bergland gelten. Zwischen Jenissei und Lena findet sich mittleres Bergland, Hügelland, felsige Tundra, aber nur im Thale der Lena selbst ein verhältnismäßig schmaler Streifen, der als Tiefebene gelten kann. Dieser Streifen scheidet die mittelsibirische Zone von der ostsibirischen, deren orographischer Bau uns durchweg die Formen des höheren Mittelgebirges, mehr noch diejenigen des Hochgebirges und der polarisch-alpinen Gebirge zeigt. Hinsichtlich Gliederung, Ausdehnung, Wildheit kann das Bergland im Osten der Lena als eines der bemerkenswertesten Bergländer überhaupt gelten, denn es füllt den ganzen gewaltigen Raum zwischen dem genannten Strome und den Küsten des Großen Ozeans mit wirklichen Gebirgen aus, nirgends Platz lassend für breite Flußthäler und flache Küstenstreifen.

Aus dem Tierleben.

— Den Kampf eines Maulwurfs mit einem Frosch zu beobachten, so wird der „Köln. Volksztg.“ von einem Leser geschrieben, war mir dieser Tage auf meinem Abendspaziergange geboten. Auf einem Feldwege hinschlendernd hörte ich auf einmal anhaltendes Geschrei, wie als wenn ein junger Hase in den Krallen einer Kage gefessen hätte. Als ich jedoch mich der Stelle näherte, sah ich, wie ein Frosch unter diesem Geschrei und mit aller Anstrengung seiner Kräfte der Schnauze eines Maulwurfs sich zu erwehren suchte. Da ihm dieses jedoch nicht gelang, kam ich ihm zu Hilfe und setzte ihn auf den Weg. Wenn ich nun glaubte, der Maulwurf würde sich hiermit zufrieden geben, so war ich im Irrtum. Seine Schen vor Menschen und auch vor meinem hingehaltenen Stod ganz ablegend, verfolgte der Höhlenbewohner den verwundeten Frosch, konnte ihn aber nicht einholen, da sein Lauf gegen die Niesensprünge des verfolgten Frosches schneckenartig erschien. Der Verfolger schien sich nun ins Gras auf die Lauer zu setzen,

und um mich hierbon zu überzeugen, leitete ich den Weg des Frosches wieder ins Gras in die Nähe des Feindes. Ich wollte die Tiere selbstredend nicht zusammen bringen, aber ehe ich mich verfuhr, sah der Maulwurf dem Frosch auf dem Leibe und bohrte seine spitze Schnauze in den Hintertheil des schreienden Opfers, so daß es mir nicht gelang, die Tiere auseinander zu bringen. Der Frosch mußte sein Leben lassen, und auch dann ließ der wütende Maulwurf nicht von seinem Opfer. —

Geologisches.

— Eine Hebung des Meeresbodens findet in der Umgebung der Hudsonbai statt. Man schreibt dem „Prometheus“ darüber: „Es ist dies die merkwürdigste Hebung eines ausgedehnten Gebietes, die je bekannt geworden ist. Mit Driftholz bedeckte Sandflächen liegen 20—70 Fuß (6—21 Meter) über dem Wasserpiegel. Neue Inseln haben sich gebildet, und viele Wasserstraßen, sowie die alten Häfen sind zu Seicht für die Schifffahrt geworden. Wenn die Hebung so weiter fortschreitet, wird die Seicht Bcht in wenigen Jahrhunderten verschwinden.“ Anden, Kaukasus und skandinavische Gebiete scheinen nicht die einzigen Landstriche mit jungen Hebungen zu sein; auch die Alpen sind höchst wahrscheinlich dahin zu rechnen. Außer verschiedenen Anzeichen aus neuerer Zeit kann man da anführen, daß die Alpenpässe, durch welche Hannibal vor etwa 2100 Jahren mit Elefanten nach Oberitalien zog, heute für diese Tiere nicht mehr passierbar sind. Bekanntlich gehört die Schweiz zu den erdbebenreichsten Teilen der Erde. —

Humoristisches.

— Vergleich. „Wie ist denn unser neuer Vorgefetzter?“
 „O, der? Der ist der reinste Adler!“
 „Bieso?“
 „Nun, nach oben macht er einen krummen Budel, nach unten tritt er!“
 — Unverbesserlich. Pfarrer: „Aber Hiesl! Mußt Du denn alle Tag' Dein' Nausch hab'n! Schau', das liebe Vieh weiß, wenns genug hat!“
 Hiesl: „Weim Wasser wüß' i' aa', wem i' g'nua' hab'!“ —
 — Leicht beleidigt. Jäger (vor dem Ausbruch zur Jagd): „Was fange ich mir an!? Wenn ich jetzt den Nero, Seltor und Ballasch mitnehme, dann schau'n mich die Dackeln wieder eine ganze Woche nicht an!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Das Deutsche Theater hat, um ein Zusammentreffen mit anderen Premieren zu vermeiden, die Erstaufführung von Hermann Fabers Lustspiel „Ein glückliches Paar“ auf Sonntag, den 1. Oktober verschoben. —
 — „Als ich wieder kam...“ das neue Lustspiel von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg, wird im Lessing-Theater am Sonnabend, den 30. September, zum erstenmale aufgeführt. —
 — Das Berliner Opernhaus wird im Laufe des Monats Oktober die Oper „Joseph in Ägypten“ von Méhul, sowie die einaktige Oper „Raim“ von d'Albert zur Aufführung bringen. „Raim“ ist Novität für Berlin. —
 — Das Berliner Sinfonie-Orchester unter der Leitung des Kapellmeisters B. J. Immer eröffnet die Winteraison am nächsten Dienstag, den 28. September, im oberen Saale des „Industriegebäudes“, Kommandantenstr. 77. —
 — Ein „Märkischer Künstlerbund“ hat sich in Berlin gebildet. Er umfaßt eine Anzahl jüngerer Künstler aus dem Kreise der Bracht-Schüler, Achtenhagen, Geyer, Kahser, Krause u. a. Die Vereinigung wird schon im nächsten Monat bei Keller und Meiner ausstellen. —
 — Im Kunstgewerbe-Museum beginnt anfangs Oktober die erste Reihe der kunstwissenschaftlichen Vorträge. An den Montagen von 8 1/2—9 1/2 Uhr abends vom 9. Oktober an spricht Professor Meyer über „Florentiner Früh-Renaissance im Hinblick auf plastische und malerische Dekoration“. An den Dienstagen um dieselbe Zeit vom 10. Oktober an spricht Dr. Fißel über „Theater- und Festdekoration, ihre Bedeutung für das Kulturleben und für die Kunst“. An den Donnerstagen um dieselbe Stunde vom 12. Oktober an spricht Professor Vorrman über „Geschichte der Kunsttöpferei vom Mittelalter bis zur Neuzeit“. Die Vorträge werden durch Ausstellungen und Skulpturen illustriert. Der Zutritt ist unentgeltlich. —
 — Von Fedor von Zobeltig geht ein historisches Drama „Neue Waffen“ demnächst am Hamburger Stadt-Theater in Scene. —
 — Ein Denkmal Johannes Müllers von dem Bildhauer Ulynes wird am 7. Oktober in Koblenz, der Vaterstadt des großen Physiologen, enthüllt. —
 — Am 1. Oktober d. J. ist ein halbes Jahrhundert vergangen, seit in Preußen der elektrische Telegraph in den Dienst der Allgemeinheit gestellt worden ist. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages hat das Reichs-Postamt zur Herausgabe einer Festschrift veranlaßt, die unter dem Titel „Fünfzig Jahre elektrischer Telegraphie“ soeben erschienen ist. —